

GALERIE

FRIEDRICHSHAFEN

Kunst der Fuge im Graf-Zeppelin-Haus

Die Kammerkonzert-Reihe des Kulturbüros Friedrichshafen wird am Sonntag, 18. November, 20 Uhr, im Graf-Zeppelin-Haus eröffnet. NeoBarock (Violine, Viola, Violoncello, Cembalo) spielen unter dem Titel „Musik der Einsamkeit – Ein Melopoem“ Teile aus Bachs Kunst der Fuge. Dazu liest der österreichische Schriftsteller Robert Schneider, insbesondere bekannt für seinen Roman „Schlafes Bruder“, einen eigens zu dem Stück verfassten Text. Karten zum Preis von elf bis 32 Euro sind im Vorverkauf unter 07541/28 84 44, kartenservice.gzh@friedrichshafen.de oder www.kultur-friedrichshafen.de erhältlich. (sk)

SINGEN

Autorenrunde stellt Anthologie vor

Autoren der Meersburger Autorenrunde stellen am Sonntag, 18. November, 11 Uhr, im Café der städtischen Bibliothek in Singen ihre Anthologie „Aber es gab noch einen Fisch“ vor. Zur Autorenrunde gehören Schriftsteller aus dem ganzen Bodenseegebiet und dem Westallgäu, die seit den 1990er-Jahren regelmäßig auf der alten Burg in Meersburg zusammenkommen. 38 von ihnen sind mit Beiträgen in der Anthologie vertreten, vier von ihnen lesen in Singen: Oliver Gassner aus Steißlingen, Jochen Kelter aus Ermatingen, Katrin Seglitz aus Ravensburg und Angelika Stark aus Meersburg. Moderiert wird die Veranstaltung von Christa Ludwig aus Hohenfels, die ebenfalls mit einem Text in der Anthologie vertreten ist. (sk)

ALLENSBACH

Rebeka Bakken und Gianmaria Testa-Quartett

Rebeka Bakken tritt am Donnerstag, 7. März, beim 15. Jazz am See „Grenzgänge – Jazz und mehr“ in der Gnadenkirche in Allensbach auf. Karten für das Konzert der norwegischen Sängerin sind ab sofort erhältlich. Auch für das Konzert des Gianmaria Testa-Quartetts am Samstag, 16. Februar, in der Gnadenkirche hat der Vorverkauf begonnen. Tickets und Informationen gibt es beim Kultur- und Verkehrsbüro Allensbach unter 07533/8 01 35 per E-Mail kulturbuero@allensbach.de oder unter www.allensbach.de (sk)



Menschenleere Landschaften von Willi Oertig: eine Telefonzelle in der Nacht.



Willi Oertigs Tankstelle in der Nacht gleicht einer Oase des Lichts in der Dunkelheit.

BILDER: KUNSTMUSEUM THURGAU

Ein Schamane malt die Nacht

Das Kunstmuseum Thurgau präsentiert eine Retrospektive des unkonventionellen Schweizer Malers Willi Oertig

VON FLORIAN WEILAND

Drei Selbstporträts hat Willi Oertig bisher gemalt. Es sind programmatische Bilder, entstanden in einem Abstand von je etwa zehn Jahren. Sie bilden den Auftakt zur umfangreichen Ausstellung des Künstlers im Kunstmuseum Thurgau und sie nehmen zugleich die erstaunliche Entwicklung des eigenwilligen Malers vorweg. Auf dem ersten Bild schaut der damals 25-Jährige den Betrachter mit weit aufgerissenen Augen direkt an. In der rechten Hand hält Oertig zwei Pinsel, sodass kein Raum für Zweifel bleibt: Hier steht ein Künstler! Interessant ist der Hintergrund. Grauer Himmel, dazu ein trostloses Gebäude, vielleicht ein Schulhaus. Ein Hinweis auf die meist menschenleeren Stadtlandschaften, die der 1947 in Zürich geborene Künstler in den nächsten Jahren bevorzugt malen wird.

Neun Jahre später, 1981, entsteht das nächste Selbstporträt. Oertig ist nicht wiederzuerkennen. Aus dem etwas naiven jungen Mann ist ein Schamane geworden. Der Künstler nutzt das Porträt zur Selbstinszenierung. Er posiert vor einer winterlichen Landschaft und trägt einen Mantel, der übersät ist mit Symbolen, die ihn und sein Werk charakterisieren. Als Vorlage diente ihm ein Foto, das ihn im Nachthemd seines Großvaters zeigt. Oertig greift für viele seiner Bilder auf Fotografien zurück. Sie sind für ihn ein Hilfsmittel, von dem er sich inspirieren lässt. „Wenn ich etwas

bin, dann bin ich ein Indianer“, ist die Ausstellung in der Kartause Ittingen überschrieben. Ein irritierender Satz. Was genau der Künstler damit meint, macht das zweite Selbstporträt deutlich. Hier präsentiert sich ein geheimnisvoller, der Natur verbundener Mann, der sich nicht primär als Maler sieht, sondern als moderner Indianer, der seine Freiheit über alles liebt.

Auch die künstlerische Freiheit weiß Oertig, der in Kradolf im Kanton Thurgau lebt, zu schätzen. Steht sein Frühwerk noch deutlich in der Tradition der naiven Malerei und wirkt mitunter ungelogen, findet der Künstler mit der Zeit zu einer eigenständigen Bildsprache. Er experimentiert mit der Perspektive. Die Bildausschnitte werden immer gewagter. Das dritte Selbstporträt, 1990 gemalt, gibt auch hier die Richtung vor. Willi Oertig steht in seinem Atelier. Eine Leinwand ist am linken Bildrand zu sehen. Doch sie bleibt leer – stattdessen wird der Ausblick aus dem Fenster, das sich hinter dem Künstler befindet, zum Bild im Bild. Wir sehen eine Landstraße. Doch ihr Verlauf ist ein Ding der Unmöglichkeit: Das Haus des Künstlers müsste mitten auf die Straße gebaut sein. Oertig hat seinen linken Arm zum Fenstergreif hin ausgestreckt. Es liegt allein in seiner Hand, uns den Zugang zu seiner immer wieder überraschenden Bilderwelt zu öffnen.

Treten wir ein in diese Bilderwelt. Die vier Ausstellungsräume folgen einer losen Chronologie. Es beginnt mit den frühesten Arbeiten. Oertig begeistert sich für Schiffe, Eisenbahnen und Bahnhöfe. Motive, die er bis heute gerne wählt. Eine professionelle Ausbildung hat er nicht. Im Alter von 17 Jahren fängt er einfach an zu malen – ein kleines Heftchen mit einem Ölmalkurs

dient ihm als Anleitung. Die künstlerische Entwicklung, die Oertig in den folgenden Jahren nimmt, erinnert in vielerlei Hinsicht an den Berliner Maler Adolf Dietrich. Und wie bei Dietrich schwankt auch Oertigs Stil zwischen naiver Malerei und Neuer Sachlichkeit.

Schon früh zeichnen sich die Themen ab, die sich durch Oertigs gesamtes Werk ziehen werden. Eines davon ist die Entleerung. In seinen Bildern sind kaum Menschen zu sehen. Weit mehr interessiert ihn die Atmosphäre eines Ortes. Seine Landschaften – im zweiten Saal zu sehen – sind äußerst stimmungsvoll. Oertig malt die ländliche Region des Thurgaus. Auffallend ist der tiefe Horizont. Die Stilleben im dritten Ausstellungsraum überraschen mit ungewöhnlichen Motiven. So wird beispielsweise ein winziges Feuerzeug durch theatralische Beleuchtung in den Mittelpunkt eines großformatigen Gemäldes gerückt. Banale Alltagsgegenstände wirken mit einem Mal befremdlich. Oertigs Bildfindungen werden in den vierzig Jahren seines Schaffens immer radikaler. Er bricht mit sämtlichen Konventionen. Eine ganze Bildserie mit Strommasten entsteht. Herausragend sind die, freilich von Ed Ruscha inspirierten Bilder von Tankstellen in der Nacht. Die menschenleeren Stationen gleichen Oasen des Lichts in der Dunkelheit. Oertigs Nachtbilder, zu denen auch Gemälde mit Telefonzellen oder Leuchtreklamen gehören, sind fraglos der Höhepunkt dieser sehenswerten Ausstellung.

Willi Oertig. Wenn ich etwas bin, dann bin ich ein Indianer. Kunstmuseum Thurgau, Kartause Ittingen. Bis 31. März. Mo bis Fr 14-17 Uhr, Sa/So 11-17 Uhr. Katalog 58 Euro. Weitere Informationen: www.kunstmuseum.ch

REINGEHÖRT



Henriette Gärtner (Klavier): Luna 2012. Vienna 2Day.

HENRIETTE GÄRTNER

Mond-Musik mit Klangdelikatesse

VON HELMUT WEIDHASE

Das Bild auf dem CD-Cover zeigt die Pianistin Henriette Gärtner wie sie mit geschlossenen Augen vor dem Flügel sitzt, über ihr dichte Wolken, durch die sich ein Stück des Mondes schiebt, darüber leuchtet der Titel des Albums: „Luna“. Man kann die gewählten Werke durchaus mit dem Mond, sei er „stiller Gefährte der Nacht“ oder „bleicher Geselle“, zusammendenken. Beethovens Sonate cis-moll hat den Namen „Mondschein“ erhalten, Galuppi durfte „Die Welt auf dem Monde“ veropern, Mozarts A-Dur-Sonate lässt im „alle turca“ den osmanischen Halbmond strahlen und bei Scarlatti gibt es Sonaten-Szenen, die wie mondbeglänzte spanische Serenaden klingen.

Henriette Gärtner, übrigens nicht nur Pianistin, sondern auch Naturwissenschaftlerin, hat eine Neigung zu programmhaltiger Werkwahl. Nach den Märcen- und Hexenmusiken der „Baba Yaga“-CD nun die im Villinger HGBS-Studio eingespielte Mond-Scheibe. Dabei spielt Henriette Gärtner keine gefühlvolle Sommer-Nocturnos, sondern besticht durch klare Tastenspiele in lichter Nacht.

Beethoven setzte über sein Sonaten-Adagio ein langes Superlativ-Wort als Spielanweisung: „delicatissimamente“, damit es geschmackstüchtig, nicht mondsüchtig nach erlesener Anschlagsrezeptur gespielt werde. Dieses Rezept befolgt die Pianistin im Adagio: Keine falschen Klageakzente, keine Stimmungsdynamik in den Triolen, alles eher kühl, aber klar – mit Pedal-Enthaltsamkeit. Auch Mozarts A-Dur-Sonate wird als Klang- und Ausdrucksverwandlung gespielt. Die Variationen bleiben angenehmes Spielwerk mit graziösem Zierrat, das Menuett hat Eleganz, aber im „alla turca“ erreichen die Bassarpeggien orchestrale Fülle. Mit Vergnügen hört man eine Galuppi-Sonate, erst eine Arie mit distanzierter Empfindsamkeit, am Ende ein Allegro, wo die Finger wie beschwipst trillern, ohne zu vertorkeln. Die Scarlatti-Sonaten laden zu einem Andante-Divertimento ein – klangsensibel, griffpräzise musiziert. In der d-moll-Gavotte wird rhythmisch Allegro getanzt.

Eine Pianoforte-CD für 71 Minuten Freude an Bekanntem und Raren aus klassischen Zeiten.

Henriette Gärtner (Klavier): Luna 2012. Vienna 2Day. Am Mittwoch, 12. Dezember, um 20 Uhr präsentiert Henriette Gärtner ihre CD „Luna“ in der Stadthalle Tuttlingen.

Kraftfelder der Ruhe und Imagination

Die Konstanzer Galerie Wesner zeigt das umfangreiche Werk von Hideaki Yamanobe

VON JOACHIM SCHWITZLER

In den Bildern des japanischen Malers Hideaki Yamanobe kommen asiatische und europäische Einflüsse zusammen. Die meisten seiner fast 40 Arbeiten, die in der Galerie Wesner in Konstanz zu sehen sind, stammen aus diesem und vergangenen Jahr. Sie reichen vom kleinen und kleineren Format, wie etwa in seiner Serie der „Klangassoziationen“, bis hin zum großen Maßstab, „Daylight Forest No 1“ beispielsweise.

Diejenigen, die nur schnell hinsehen und die Werke vielleicht sogar nur absichtslos erfassen wollen, gehen glatt an seiner Malerei vorbei. Wer sich dagegen Zeit nimmt und sich unvoreingenommen auf die besondere Stille der Werke einlässt, kann viel in den Bildern entdecken und darin lesen. Loslassen und Sehen erschließen einen Weg, in ihrer Bestimmtheit dabei achtsam und aufmerksam zugleich. Tatsächlich mag das leichter gesagt als getan sein.

Bunte Farben sind Yamanobes Sache nicht. Stattdessen öffnet er seinen Bildern einen weiten, vielschichtigen Raum zwischen Schwarz und Weiß und ihren zahlreichen Abmischungen in Graustufen. Dabei von ihnen als Nichtfarben zu sprechen, mag physikalisch zutreffen – an die dezidierte Anschauung des Malers dagegen reicht solche Sicht nicht heran: wissenschaftlich korrekt, bleibt die Zuordnung spröde. Für einen Maler nämlich hat alles eine Farbe – und entfaltet so auch im scheinbar farblosen Nichts wie bei Hideaki Yamanobe seine tiefe Poesie. Sein Weiß ist nie wirklich rein weiß, sondern nimmt dank einer zarten Ockerlasur eine leichte gelbliche Tönung an und erhält dadurch eine wärmere Anmutung – so wie Zähne oder so wie Reis.

Die visuelle, ästhetische Hervorhebung von Speisen wird in Japan ungleich höher wertgeschätzt als im Westen. Für Yamanobe liegt darin eine Inspirationsquelle. So ist es ihm wichtig, seinen Bildern, die aufgrund ihrer physischen Präsenz immer zugleich auch Bild-Körper sind, „eine Anmutung mitzugeben, wie er sie von den traditionellen, zum japanischen Neujahrsfest ge-

reichten Reiskuchen (Mochi) kennt, wenn sie in rechteckige Platten geschnitten sind: ein wenig gelblich, leicht transparent, nach dem Backen leicht unregelmäßig, ein wenig schrundig an den Rändern“. Darauf weist Peter Lodermeier, Kunsthistoriker, in seinem Katalogbeitrag zu den Werken von Hideaki Yamanobe hin.

Verschiedene Graustufen

Wo Farbigkeit derart reduziert ist, wird die Aufmerksamkeit der Betrachtung auf die materielle Substanz der Bilder gelenkt. Zusätzlich zu deren Hell-Dunkel-Spektrum werden die kleinsten Details der Textur so wichtig wie die materialen Qualitäten, so die Objektivität der Raum betonten Bildträger oder die Beschaffenheit und Dichte des Farbauftrags. Dieser etwa ist nicht überall gleich stark, so dass durch die weißen Farbschichten die schwarze Untermaulung aufscheint und es zu zarten Graubestimmungen in den Bildfeldern kommt.

Im Unterschied allerdings zur traditionellen asiatischen Malerei mit schwarzer Tusche und ihren Bildzentren ziehen sich in Hideaki Yamanobes

Gemälden die schwarzen Stellen oft an den Bildrand zurück – ohne eigentliches Zentrum erscheinen seine Gemälde „zentrifugal“ (Katalogbeitrag Peter Lodermeier, Kunsthistoriker).

Obwohl der Künstler, der in Köln, Meerbusch und Tokyo lebt und arbeitet, ausdrücklich keine Landschaften malt, auch nicht als abstrahierte Landschaftsthemen, lassen nicht wenige seiner Gemälde entsprechende Assoziationen dennoch zu. Je nach Standpunkt und Distanz scheinen sie Fahrten nahelegen, die aber auch ins Leere laufen können. Es ist diese besondere Ambivalenz der Assoziationen, die seine Bilder auslösen und worauf Yamanobe großen Wert legt. Was zum Beispiel durch Ritzung der Farboberfläche mit einem traditionellen Blattfächer (Uchiwa) wie eine Aggression wirkt, mutet andererseits wie Regentropfen an, die eine Fensterscheibe herabrinnen.

Als Alternative dazu können die Bilder Hideaki Yamanobes, die im Schweigen flüstern, als Raumbilder angesehen werden, die über ihre malerischen Themen wie der Materialität, Oberfläche und Farbtonung hinaus sphärische flüchtige Zustände beschreiben, in ih-



Eine Arbeit in Schwarz und Weiß von Hideaki Yamanobe. BILD: GALERIE WESNER

ren vagen, rational kaum fassbaren Übergängen und Durchscheinungen von Raum und Zeit.

Hideaki Yamanobe, bis Samstag, 24. November, Galerie Wesner in Konstanz. Öffnungszeiten: Dienstag bis Freitag von 9.30 bis 12.30 Uhr und von 14.30 bis 18 Uhr, Samstag 10 bis 16 Uhr. Informationen im Internet: www.galerie-wesner.de